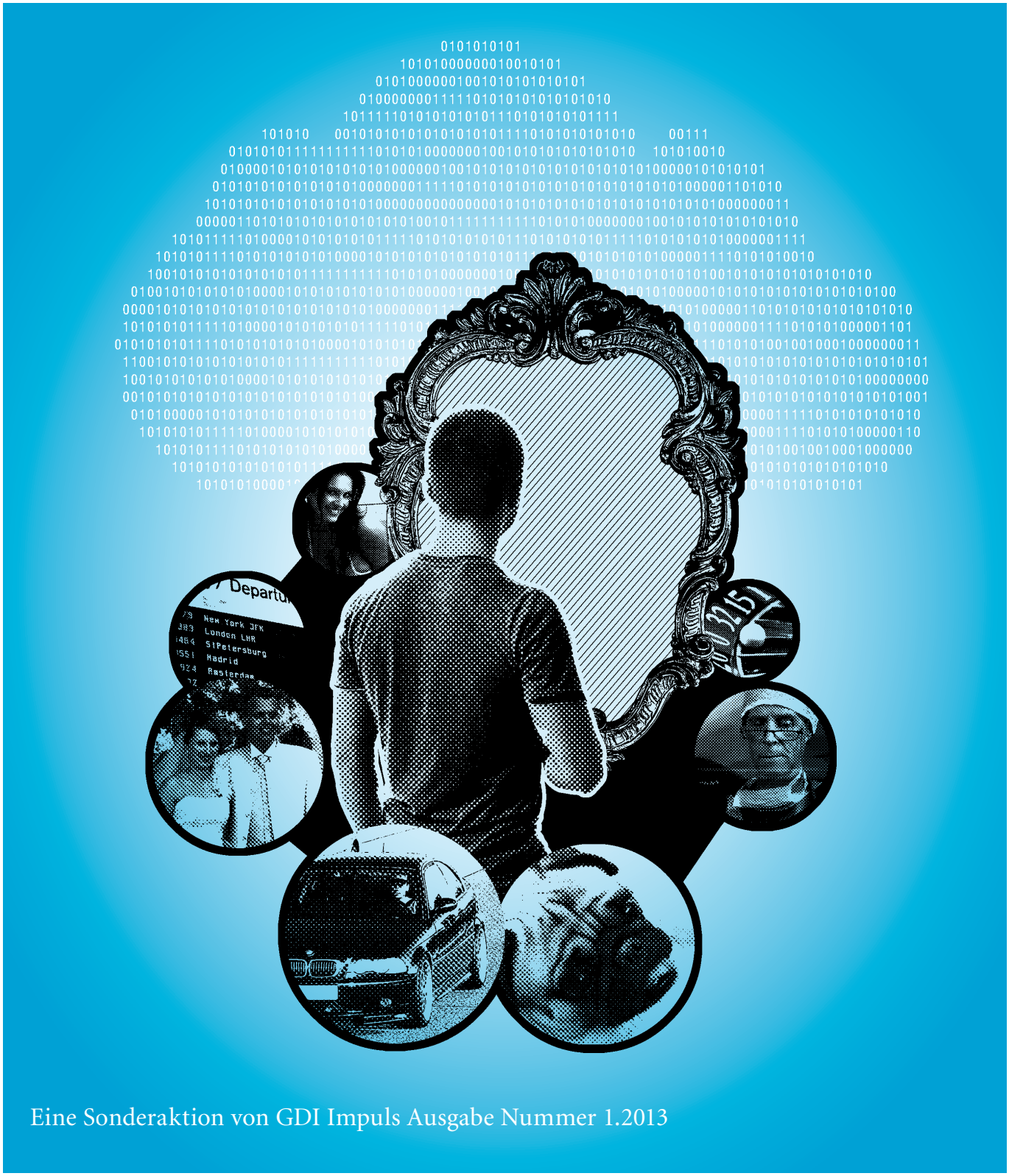
Die Spiegel-macherin

Eine Kurzgeschichte von Marcus Hammerschmitt



Eine Sonderaktion von GDI Impuls Ausgabe Nummer 1.2013

Die Spiegelmacherin

Eine Science-Fiction-Geschichte von Marcus Hammerschmitt
Herausgegeben von GDI Impuls, Februar 2013
Chefredaktion: Detlef Gürtler
Illustration Joppe Berlin: Frances Franzke

Manchmal glaube ich fast, dass die paar Semester Linguistik und Philosophie doch etwas genützt haben. Als ich neulich in der Cafeteria des Altenheims sass, fiel mir auf, dass niemand den Begriff «Datenschutz» benützt wie früher. Früher hatte Datenschutz geheissen: Man schützt die Daten der Bürger vor unberechtigtem Zugriff. Und damit die Bürger vor ihren Daten. Der beste Datenschutz bestehe in Datenvermeidung, hiess es. Schon das «informationelle Selbstbestimmungsrecht» rate dazu. Den Spruch vom «informationellen Selbstbestimmungsrecht» kennen heute sowieso nur Leute, die sich mit historischen Texten auseinandersetzen. Wie ich, während meines abgebrochenen Linguistikstudiums. Die Zeiten ändern sich, die Wörter ändern sich und ihre Bedeutungen auch. Heute heisst «Datenschutz» nur noch Schutz der Daten vor ihrem Verfall. Das gelingt immer besser. Wenn etwas aufgezeichnet worden ist, bleibt es für immer. Das ist ja genau der Witz an der Sache. Als mir in der Cafeteria aufging, wie fraglos die Leute den Bedeutungswandel von «Datenschutz» mitgemacht hatten, fühlte ich mich wieder einmal bestätigt. Ich brauche mir keine Sorgen um meine Kundschaft zu machen. Mein Auskommen ist sicher.

Ich trank den Kaffee aus und machte mich auf den Weg zu meiner Mutter. Oben im dritten Stock sass sie in ihrem Zimmer und sprach mit den Maschinen, die sich für ihre Geschichten interessierten. Ihre zum tausendsten Mal wiederholten Geschichten. Die Maschinen antworteten ihr, als fühlten sie mit. «Erzählen Sie mir mehr über Ihren Vater», sagten sie. Oder: «Nach dem Tod von Rex waren Sie sicher traurig.» Rex war der Hund meines Grossvaters gewesen, und meine Mutter hatte ihn sehr geliebt. Achtzig Jahre später erinnerte sie sich ständig an seinen Tod. Die Geduld der Maschinen ist endlos. Meine reicht nur für einen Besuch alle zwei Wochen.

Die ersten Spiegel waren giftig. Hinter das Glas kam Zinnamalgam, und das machte den Selbstbespieglern nichts aus, aber den Spiegelmachern schon. Und anderen auch.

Zur Herstellung der Bleisoldaten, dem in unserem martialischen Zeitalter so beliebten Kinderspielzeug, wird bekanntlich eine Legierung von Blei und Zinn benutzt. Des niedrigeren Preises wegen benutzten die Nürnberger und Fürther Fabrikanten nicht immer reines Zinn, sondern Zinnabfall aus den Spiegelbelegen, das sogenannte Abzugszinn, das mehr oder minder stark quecksilberhaltig ist. So wurde das Gift freigiebig in andere Erwerbszweige getragen.

Einhundertfünfzig Jahre später prägt die Vorbelastung durch das Quecksilber meinen Erwerbszweig immer noch. Das Quecksilber in meinen Spiegeln besteht aus Daten. Sie sind wie ihr metallisches Vorbild. Das Gift wird freigiebig überall hingetragen – einmal freigesetzt, fliegt das Aerosol in alle Winde. Meine Aufgabe ist es, aus den Spuren, die ich finde, toxische Konzentrationen herzustellen, die gut spiegeln. Am Anfang halten die Kunden meine Selbstbezeichnung für eine charmante poetische Metapher, aber am Ende bezeichnen sie mich manchmal als «Datenhexe» und Schlimmeres. Ein hoher katholischer Kleriker wünschte mich seinerzeit von Angesicht zu Angesicht tatsächlich auf den Scheiterhaufen. Er hörte mit dem Unsinn erst auf, als ich ihm antwortete, die Inquisition sei in diesem Falle ich.

Wer will Dossiers von mir? Drei Gruppen: die Promis, die Psychos, die Metas. Der Kardinal gehörte ganz sicher zu den Promis; allerdings hatte er auch einen starken Psycho- und Meta-Einschlag. Meistens handelt es sich bei den Promis um Politiker. Als Politiker muss man vorbauen. Wenn man ein Kandidat ist, wenn man sich profilieren will, dann kommen die unangenehmen Fragen ja von ganz allein. Die Widersprüche. Die Leichen im Keller klappern mit ihren Knochen, und der politische Gegner hört gern

hin. Transparenz ist in unseren Zeiten keine Forderung mehr, sondern eine Selbstverständlichkeit, wie das Gift der Daten selbst. Man könnte sagen, dass Demokratie überhaupt nur noch das bedeutet: Keiner ist gefeit vor Transparenz. Was ist die logische Folge? Der hoffnungsvolle Politiker stellt sich die unangenehmen Fragen selber, bevor andere es tun. Er lässt sich von mir einen Spiegel machen, in dem er das alte Gesicht sieht und mit dessen Hilfe er sich ein neues antrainieren kann. Mit allen Wassern gewaschen, in allen Spiegeln gespiegelt. Lupenrein schmutzig. Der Kardinal hatte sicher noch Hoffnungen auf den Heiligen Stuhl. Er hat den Blick in meinen Spiegel nicht gut verkraftet.

Die Psychos möchten gerne ihre Seele erforschen. Sie wollen – angeblich – wissen, was sie vor sich selbst geheim halten, obwohl sie es geniessen wie nichts anderes. An welche Erinnerungen sie nicht erinnert werden und welche Gefühle sie nicht fühlen wollen. Es ist wie bei Nietzsche: «Mein Gedächtnis sagt mir: ‹Du hast es getan.› Mein Stolz sagt mir: ‹Du hast es nicht getan.› Schliesslich gibt mein Gedächtnis nach.» Den Psychos biete ich im Grunde nichts anderes an als eine moderne, digitalisierte Form der Psychoanalyse. Es gibt auch das Bedürfnis, sich wohlig vor sich selbst zu gruseln, und wo ein Bedürfnis ist, da ist ein Markt. Ich übernehme keine Gewähr. Manchmal kann das Ich nicht sein, wo vorher das Es war. Ich bin Profi genug, um zu wissen, dass ich von meinen Kunden keine professionellen Reaktionen auf meine Analysen erwarten kann, aber ich gebe zu, dass ich mich vor der Emotionalität der Psychos ekele. Die Wut, die Tränen, die Schuldgefühle. Die Hochzeitsanträge und die Morddrohungen. Bisher haben sich zwei meiner Kunden umgebracht, einige weitere haben es versucht. Nach dem ersten gelungenen Selbstmordversuch hatte ich mit der Polizei zu tun. Sie wollte wissen, was zwischen mir und meinem Kunden gelaufen war. Ich dachte, das ist das Ende, da retten mich auch meine wasserdichten AGBs nicht. In Wirklichkeit waren meine AGBs unanfechtbar, und danach kamen mehr Anfragen als je zuvor. Mein nächster Kunde war

einer der Polizisten, die den Fall untersucht hatten. Seinetwegen wissen die Polizei und ich viel voneinander.

Meine Sympathie für die Kunden erstreckt sich fast ausschliesslich auf die Tatsache, dass sie mir ein angenehmes Leben ermöglichen, mit dem sinnvollen Luxus, der mich fröhlich hält. Aber die Metas mag ich ein bisschen mehr als die Promis und die Psychos. Wahrscheinlich, weil ich sie besser verstehe. Die Metas haben eigentlich nur ein Ziel: Sie wollen wissen, was von ihnen übrig bleibt. Wenn die Psychos eine moderne, digitalisierte Form der Psychoanalyse von mir haben wollen, dann suchen die Metas nach einem modernen Himmel. Der Himmel ist in der Cloud, ewiges Leben garantiert nur die ewige Datenspeicherung. Ich stelle zusammen, was sich über sie wissen lässt, ich mache ihnen einen Spiegel, in dem sie sich so sehen, wie die Nachwelt sie sehen würde, wenn die Nachwelt ein Interesse an ihnen hätte. Was natürlich nicht der Fall ist – die meisten Metas haben das akzeptiert. Ein Anschein, ein Hauch von Bedeutung reicht ihnen schon. Die gesammelten Meta-Dossiers auf meinen Servern, üblicherweise allgemein zugänglich, dienen oft als Material für wissenschaftliche Arbeiten. Marketing, Soziologie, Politologie und so weiter. Diese Arbeiten interessieren dann die Nachwelt allerdings auch nicht. Wenn man all die Mühe bedenkt, die üblicherweise auf einen Lebenslauf und auf akademische Arbeiten verwendet werden, ist die Gleichgültigkeit der Nachwelt eigentlich recht bemerkenswert.

Früher schmierten Metas eine Autobiografie zusammen und veröffentlichten sie ganz allein oder in einem Druckkostenzuschussverlag; heute kommen sie zu mir und kriegen wirklich etwas für ihr Geld. Die Preise sind gestaffelt wie natürlich bei den Promis und Psychos auch. Eine einfache Grundanalyse kann man für wenige hundert Coins haben; gehe ich auf die Ebene der Einkaufszettel und der Telefonrechnungen herunter, kommt schnell eine fünfstellige Summe zusammen.

Ich lese viele Tagebücher, auch in Handschriften, die man eigentlich nicht lesen kann. Ich habe Videoüberwachungsbänder gesehen, die aus den

1960ern stammten und die behandelt werden mussten wie Kunstschätze, damit die Magnetschicht nicht heruntergeschält wurde.

Rex lebt in den Aufzeichnungen der Maschinen, die mit meiner Mutter sprechen, als fühlten sie mit.

«Meine Methoden». Wenn ein Kunde von «meinen Methoden» anfängt, dann ist das Verhältnis schon zerrüttet, und ich muss ihn bald darauf hinweisen, dass er meine AGBs unterschrieben hat, nach sorgfältiger Aufklärung. Next stop «Datenhexe», «Schnüfflerin», «Falschspielerin» und so weiter. Ein bisschen stimmt das mit der Falschspielerei natürlich. Ich lasse mir von den Kunden immer den Zugang zu ihren Computern erlauben, und de facto mache ich bei denen, die es wirklich ernst meinen, eine Hausdurchsuchung, damit mir so was wie alte Tonbänder, Tagebücher et cetera nicht durch die Lappen geht. «Uh», denken die Kunden, «jetzt werde ich gehackt und überwacht! Durchsucht und gefilzt! Gruselig!» – Aber natürlich fangen «meine Methoden» an, wenn das Offensichtliche geschehen ist. Wenn die jämmerlichen privaten Passwörter geknackt, die Schubladen durchforstet und die Geheimnisse aufgedeckt sind, mit denen der Kunde selbst Umgang hatte. Danach kommt das grosse Bild: die Geheimnisse, die ihn anfassen, die Geisterfinger der Daten. Was man früher «Big Data» genannt hat und noch früher «Data-Mining».

Die guten Kontakte zur Polizei, natürlich, natürlich. Aber wenn ich mich auf das verlassen würde, was die guten Kontakte zur Polizei mir einbringen, also Zugang zu polizeilichem Daten-Rohmaterial, dann hätte ich nur einen Haufen Einsen und Nullen. Und das Gleiche gilt für die Resultate, mit denen meine Freischaffenden zu mir kommen. Sie machen mir die Schatullen auf, deren Schlösser für mich zu schwierig sind: die Datengräber privater Videoüberwachungsarchive, Kreditkartenabrechnungen von Online- und Offline-Retailern, Geheimdienstakten, von denen die

Polizei nichts weiss, Krankenkassenaufzeichnungen (inklusive Genanalysen), Datenbanken, die mich als zahlenden Kunden nicht akzeptieren oder die mir zu teuer sind. Und so weiter und so weiter. All das ist nur ein Haufen Zeug. Ein riesiges Datengefangenenlager. Die Gefangenen singen erst, wenn ich zur Dirigentin werde. Wenn ich sie zu kleinen, präzisen A-cappella-Ensembles zusammenstelle, beginnt die Musik.

Die ist manchmal nicht so schön. Einer meiner Kunden, ein Psycho, ist ein leidenschaftlicher Spaziergänger und Hundefreund. Ich bin nicht ganz sicher, warum der Mann zu mir kam, wahrscheinlich wollte er etwas über sich herausfinden, was ihn selbst nicht langweilte. Da gab es aber so gut wie nichts. Ich hatte seinen Computer schon durchforstet und nur die üblichen Steuertricksereien und Pornosammlungen gefunden. Meine Freischaffenden hatten mir nichts von Interesse gebracht, abgesehen von einer Kurzreise nach Rom, die er anscheinend seiner Frau gegenüber geheim gehalten hatte – das ergab sich aus einem Abgleich mit ihrem Online-Kalender, die ihn statt in Rom in Bern gewähnt hatte. Die Rom-Tour war aber wegen einer Geschwindigkeitsübertretung und anschliessender Fahrzeugkontrolle in unserem Netz hängen geblieben. Römische Geliebte? Fehlanzeige. Keine signifikanten Kontobewegungen vorher und nachher, keine weiteren Rom-Reisen, keine Telefonate, E-Mails, Chats, nichts. Das Rätsel löste sich, als ich mir noch einmal die Sammlung seiner digitalisierten, privaten Videobänder aus den 1990ern ansah – er war mit seiner Frau vor der Hochzeit einmal in Rom gewesen. Damals hatten sie beide beim Blick in die Kamera oft gelacht, aber von seinem melancholischen Kurztrip dreissig Jahre später sollte sie nichts wissen.

Das war zwar rührend, aber nicht abendfüllend. Dann kamen die Überwachungsaufnahmen, die ihn als Dauerflaneur mit Hund zeigten. Immer die gleichen Touren. Ich sah mir alles an und konnte nichts entdecken. Gelebte Wiederkehr des Immergleichen, wohl eine Art Verhaltenstranquilizer für meinen Kunden. Keine Abwege, keine Umwege, keine seltsamen Rendezvous. Ich wollte schon kapitulieren und dem Kunden sein Geld

zurückgeben. Nichts gefunden – nichts gezahlt. Dann liess ich doch noch Sans Pareil drüberlaufen. Sans Pareil ist ein Programm von Grigorij, einem meiner Freischaffenden. Es stürzt oft ab, ist langsam und launisch, und weil es nur auf einem abartigen Betriebssystem läuft (typischer Grigorij-Scherz), muss ich extra einen Rechner seinetwegen in einem Zustand halten, für den sich bald Technikmuseen interessieren dürften. Sans Pareil nervt, aber es kann auch was: kleinste Veränderungen entdecken nämlich. Und zwar in gigantischen Datenhaufen verschiedenster Art. Ob das nun alle Personaldaten eines Weltkonzerns, zehn Jahre Videoaufzeichnungen von drei Strassenecken in Kalkutta oder die gesammelten Werke eines psychotischen Zeichners sind, der anscheinend seit Ausbruch seiner Krankheit immer nur ein und dasselbe Motiv zeichnet: Sans Pareil findet die Nadel im Heuhaufen. Wenn es eine gibt. Und wenn es überhaupt läuft.

Wenn man den statistischen Ballast von den Ergebnissen abkratzte, sagte Sans Pareil zu dem Rom- und Hundeliebhaber: Das Verhalten des Hundes hatte sich im letzten halben Jahr geändert. Er hatte mehr Nähe zu seinem Herrchen gesucht, war ihm enger um die Beine gegangen. Für mich unmerklich, aber nicht für Sans Pareil. Merkwürdig. Ich sah mir noch einmal die Krankenakten meines Kunden an, und mir fielen drei Besuche bei zwei verschiedenen Lungenärzten im letzten Vierteljahr auf. Die genetische Vorbelastung war da. Ich stellte dem Romliebhaber mein Dossier vor und gab zu, nicht viel gefunden zu haben. Aber ich empfahl ihm auch, sich auf Lungenkrebs untersuchen zu lassen. Er sah mich an, als sei ich nicht ganz bei Trost. Es stellte sich dann heraus, dass die Sache gerade noch kurierbar war. Der Hund hatte es gerochen. Sans Pareil hatte es gesehen. Und ich hatte beides miteinander kombiniert. Der Mann, der von Sans Pareil nichts weiss, schickt mir heute noch Weihnachtskarten. Mit seiner Frau ist er übrigens auch noch zusammen. De jure.

Grigorij war der begabteste Freischaffende, der je für mich gearbeitet hat. Bevor er verschwand, weil ihm die Arbeit mit mir keinen Spass mehr machte, forderte er mich heraus: Ich solle ihm einen Spiegel machen. Das

Ergebnis war erschreckend: Ich fand über ihn gar nichts, abgesehen von Datenspuren, die er offensichtlich selber gelegt hatte, um mich zu foppen. Ich habe von ihm nie mehr was gehört.

Ein anderes meiner Lieblingsinstrumente heisst Hummingbird. Eigentlich ist es nichts weiter als eine Datenbank mit einer passenden Suchmaschine, aber die Datenbank ist sehr speziell. Jede elektromagnetische Tonaufnahme verzeichnet das Summen des elektrischen Versorgungsnetzes um sie herum. Was Tontechniker wahnsinnig macht, weil das Brummen aus Aufzeichnungen, die gewisse Qualitätskriterien erfüllen sollen, so gut wie möglich herausgefiltert werden muss, ist ein wunderbarer Kompass: Die Schwankungen in der Frequenz des Brummens sind charakteristisch nicht nur für bestimmte Netze, sondern sogar für bestimmte Netzabschnitte. Hummingbird kennt das Brummen der Netze. Es findet heraus, wo eine elektromagnetische Aufnahme wirklich gemacht worden ist. Durchschnittliche Trefferquote: 93,4 Prozent. Auflösung: circa ein Quadratkilometer. Hummingbird ist so sensibel, dass es zum Beispiel bei einer Anrufbeantworteraufzeichnung feststellen kann, wo der Anrufbeantworter wirklich stand und von wo aus der Anrufer wirklich anrief. So was liebe ich. Ausserdem hat das Programm einen Hang zum Niedlichen. Wenn es den Ort entdeckt hat, an dem eine Aufnahme wirklich entstanden ist, erscheint ein Kolibri mit summenden Flügeln auf dem Bildschirm und flötet die Längen- und Breitengrade heraus. Es ist jedes Mal ein anderer Kolibri, und jedes Mal erscheint neben dem summenden Vogel auch der Name der betreffenden Art: Calypte costae zum Beispiel oder Chlorostilbon ricordii. So was liebe ich auch.

Natürlich entwickelt sich eine gewisse Routine. Die Politiker, die glauben, dass sie ihre Geliebten gut genug versteckt haben, und die Geschäftsführer, die dasselbe von ihren Unterschlagungen und Casinobesuchen annehmen.

Ich finde bis dato unentdeckt gebliebene Halbgeschwister und verloren geglaubte Erinnerungsstücke, ich bringe Familien zusammen, und ich reisse andere auseinander – das Risiko der Kunden und mein Berufsrisiko sind meistens gut in Balance. Grigorij hatte schon recht – letztlich war und blieb es dasselbe: Die einen nennen es «Leidenschaften» und die anderen, vielleicht zutreffender, Dreck. Ich suche nach Dreck, und er ist mit ermüdender Zuverlässigkeit dort zu finden, wo man ihn vermutet. Auf diese Weise bleiben wir, ich und meine Freischaffenden, auch immer die gleichen Drecksucher. Aber der Kitzel bleibt auch immer gleich: der Moment, in dem das Tuch fällt und der Spiegel seine vernichtende Klarheit zum Tragen bringt. Der Moment der plötzlich wieder hereinbrechenden, kindlichen Machtlosigkeit. Das Ende der Ausreden. Ich weiss, dass mein Genuss nichts Gutes über meinen Charakter zu sagen hat, und ich kenne doch nichts Schöneres.

«Big Data». Mich hat dieses geflügelte Wörtchen schon gelangweilt, als es noch en vogue war. Ich rede davon, was geschieht, wenn man Kanonen wie Sans Pareil oder Hummingbird auf die Spatzen richtet: Die Spatzen zittern vor Lust beim Schuss. Selbst wenn sie mir nachher drohen und mich beschimpfen – es gibt so gut wie immer den Augenblick des seligen Entdecktwerdens. Wie damals, als wir uns erst die Hände vor die Augen hielten und dann vor Vergnügen kreischten, wenn Papa uns endlich, endlich in unserem Standardversteck gefunden hatte. Wieder einmal. Ich weide mich an diesem Gekreisch.

Vorerst bin ich also beschäftigt. Aber es ist klar, dass der Tag kommt, an dem auch ich genug habe von der Spiegelmacherei. Es mag noch fünf oder zehn Jahre so gehen wie jetzt, es wird genug Aufträge geben (die Kunden rennen mir fast die Tür ein), freischaffendes Frischfleisch werde ich überall

finden, und meine Bankkonten werden noch fetter werden. Im Gegensatz zu mir, denn mein Geld sorgt auch dafür, dass ich schlank und jung bleibe, wie die Hexen im Märchen. Aber irgendwann kriegt mich die Langeweile. So, wie sie Grigorij auch gekriegt hat. Dann habe ich nur noch einen Spiegel zu machen. Meinen eigenen. Damit ich mich sehe, wie Gott mich sieht. Ein Gott mit tausend Augen, aber ohne Seele. Man muss wissen, dass der Sternenhimmel ein Netz aus Kameras und Sensoren ist, dann kann man diesen Blick vielleicht ertragen. Den eigentlichen Papa, der einen beim Versteckspielen gefunden hat. Danach, so stelle ich mir vor, ist alles andere egal.